

Citation style

Homa, Bernhard: Rezension über: Miriam Müller, Der sammelnde Professor. Wissensdinge an Universitäten des Alten Reichs im 18. Jahrhundert, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2020, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 48 (2021), 3, S. 634-636, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/3a0c0913c8db4dd1bcc69d37abed42c8>



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Als Beispiel führt Bremer Madame de Pompadour an, die sich mehrmals auf Bildern als Leserin inszenieren ließ. Neben dem präsentierten Leseprozess selbst werden die Beziehungen zwischen Gelehrten und ihren Werken, in Sonderheit die Inszenierung von Autorschaft, diskutiert. Obwohl sich die besprochenen Gemälde erst durch die Identifizierung der Abgebildeten oder des Buchtitels klar als Bilder der Aufklärung erkennen lassen, ist das Buch im Bild stets Träger einer Intention, wie Bremer konstatiert.

Mit dem Zusammenspiel von Bild und Text beschäftigen sich Christiane Holm (archäologische Frontispize zum Amor-und-Psyche-Stoff) sowie Sandro Jung und Alexander Košenina. Jung stellt die Text-Bild-Korrelation anhand der Rolle der Illustrationen des Schweizer Dichters Salomon Gessners im Abel-und-Kain-Diskurs dar. Gessner habe damit einen Teil zur „komplexen, jahrhundertelangen visuellen Auseinandersetzung mit dem Brudermord“ beigetragen, zum ausführlichen Verständnis von „Gessners aufklärerischer Absicht“ müssten jedoch Bild und Text in Verbindung gebracht werden (177). Wie Bild und Text produktiv zusammenwirken können, verdeutlicht auch Košeninas Beitrag, der mithilfe von Kupferstichen zu Johann Karl Wezels Werken eruiert, „dass Bilder zusätzliche Perspektiven auf literarische Texte eröffnen und die Deutungshorizonte für Lesende erweitern“ (207). Einen inhaltlichen Rahmen des Sammelbands bildet schließlich der Beitrag von Stephan Pabst, der sich unter anderem mit Lichtmetaphorik und der Bild-Kritik durch Aufklärer wie Lichtenberg, Lessing und Kant auseinandersetzt.

In seiner Gesamtheit greift der Band überzeugend zentrale Themen der Aufklärungsforschung auf, wobei er sich vorwiegend auf die deutsch- und französischsprachige Aufklärung konzentriert. Lokale Einflüsse auf die bildlichen Darstellungen oder konkrete Rezipienten(gruppen) bestimmter Bilder stehen hingegen weniger im Zentrum der Untersuchungen. Hervorzuheben sind im Speziellen die Überlegungen zur Veranschaulichung und visueller Strukturierung von Wissen, zu Objekten in Bildern und zur intendierten Einbindung von Bildern in den Gedankenaustausch des 18. Jahrhunderts. Alle Beiträge des Bandes regen damit entschieden dazu an, im wahrsten Sinne des Wortes in der Aufklärungsforschung künftig genauer hinzusehen.

Denise Schlichting, Osnabrück

Müller, Miriam, Der sammelnde Professor. Wissensdinge an Universitäten des Alten Reichs im 18. Jahrhundert (Wissenschaftskulturen. Reihe I: Wissensgeschichte, 1), Stuttgart 2020, Steiner, 268 S. / Abb., € 44,00

In ihrer im Jahr 2018 an der Philosophischen Fakultät der Universität Göttingen eingereichten Dissertation untersucht Miriam Müller zum einen den Aufbau und Erwerb, zum anderen den Umgang mit sowie die Nutzung von Sammlungen, Objekten und Instrumenten an frühneuzeitlichen Universitäten. Damit ordnet sie sich in einen schon länger wirksamen Großtrend der Universitätsgeschichtsforschung ein, der nach den Praktiken und Existenzbedingungen in der vormodernen Universitätswirklichkeit fragt. In der Einleitung postuliert Müller, dass „eine neue Kategorie materieller Gegenstände, die *Wissensdinge*, Einzug an einer Institution hielten, als Bestandteil von Praktiken der Wissensvermittlung [...]“. Die Grundannahme dieser Untersuchung ist, dass es im Alten Reich des 18. Jahrhunderts einen universitätsspezifischen Umgang mit diesen Wissensdingen gab. Die materiellen Gegenstände, die für diese Wissenspraktiken verwendet wurden, sollen hier als Wissensdinge bezeichnet werden.“ (17) Mit dem Terminus „Wissensdinge“ versucht die Autorin das recht diffuse Spektrum von Pflanzen über Instrumente und Münzen bis hin zu Sternwarten zu fassen. Ex negativo könnte man wohl definieren: Es geht um Objekte, deren Wahrnehmung Sinnesein-

drücke jenseits des bloßen (Bücher-)Lesens und (Vorlesungs-)Hörens betrifft. Als zentrale Aspekte ihrer Studie, welche auch die Themen der drei Hauptkapitel bestimmen, hebt Müller hervor 1. die Ökonomie der Objektbeschaffung, 2. die Wissenskommunikation sowie 3. die Institutionalisierung (24–33). Die empirische Grundlage bilden neun Beispieluniversitäten (Erlangen, Freiburg, Göttingen, Halle, Helmstedt, Ingolstadt, Jena, Leipzig, Tübingen), wobei die Auswahl hauptsächlich mit einer Mischung aus Nähe oder Ferne zur Obrigkeit begründet wird. Allerdings ergibt sich ein deutlicher Schwerpunkt auf den mitteldeutschen protestantischen Universitäten. Komparatistische Fragen spielen im Folgenden eher eine untergeordnete Rolle; vielmehr geht es um die Erarbeitung genereller Verlaufsmuster, auch vor dem Hintergrund einer – darin ist der Autorin zuzustimmen – problematischen Quellenlage gerade für Privatsammlungen. Den Untersuchungszeitraum begründet Müller nur allgemein mit der zunehmenden Bedeutung physischer Objekte für den Universitätsunterricht im 18. Jahrhundert. Diese These wird in Zukunft, zumal nur ausgewählte Universitäten untersucht wurden, noch geprüft werden müssen; für das Heilige Römische Reich sind jedenfalls Sammlungen im universitären Umfeld wie auch universitärer Experimentalunterricht deutlich vor 1700 bekannt.

Kapitel 1 untersucht zum einen die Formen der und den Mitteleinsatz für die Objektbeschaffung durch die Professoren, zum anderen die Nutzung solcher Privatsammlungen zu finanziellen wie sozialen Zwecken. Kapitel 2 stellt die schrittweise Implementierung von Objekten in den universitären Lehralltag sowie die daraus resultierenden oder damit verbundenen Veränderungen dar. Kapitel 3 beschreibt den in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verstärkt einsetzenden Übergang von privaten zu öffentlichen bzw. institutionalisierten Sammlungen – ein Prozess mit vielen Hindernissen und Übergangsformen. Ein abschließendes Fazit fasst die Ergebnisse zusammen und verbindet sie mit einem Ausblick.

Ein zentrales Ergebnis der Arbeit ist die Verdeutlichung der lange anhaltenden Dominanz privater Sammlungen gegenüber öffentlichen Formen der Ausstattung mit Lehrmitteln. Dieser Umstand ist für den Bibliotheksbereich zwar schon länger bekannt, für Sammlungen mit anderen Materialien bisher aber kaum untersucht worden. Insofern liefert die Autorin einen wichtigen Baustein für die Erfassung der oben genannten Universitätswirklichkeit. Phänomene aus ganz anderen Feldern der Universitätsgeschichtsforschung – etwa der Typus der „Familienuniversitäten“ – bekommen erst durch solche Studien eine erweiterte Erklärungsgrundlage. Ebenfalls gelungen ist der Versuch, die miteinander verwobene Doppelfunktion der Sammlungen sowohl im Lehrbetrieb als auch im gesellschaftlichen Bereich, etwa für die Statusrepräsentation als Gelehrter, darzustellen.

Weniger klar wird aus der Untersuchung, warum der Universitätsunterricht mit Objekten plötzlich eine stetig wachsende Rolle spielte. Motive wie Nützlichkeitsdenken, Erwartungen der Landesherren oder Konkurrenz mit anderen Universitäten werden zwar erwähnt (etwa 173, 218, 226 f.), aber hier hätten zentrale Faktoren wie Aufklärung oder Kameralismus, die gerade auch im Universitätsbereich Motor von Veränderungen waren, deutlichere Erwähnung finden müssen. Hinsichtlich des Konkurrenzgedankens ist zudem das Übergewicht der überregional orientierten mitteldeutschen Universitäten in der Beispielauswahl der Studie zu beachten: An kleinen und nur regional orientierten Landesuniversitäten mag dieses Motiv weit weniger Relevanz besessen haben. Erst recht gilt dies für katholische Universitäten. Künftig wäre daher zu klären, inwiefern sich die Entwicklungspfade von Universitätssammlungen auf bestimmte Universitätstypen zurückführen lassen. Zuletzt sind die Merkmale für einen „universitätsspezifischen Umgang“ (s. o.) nur indirekt erkennbar, da ein

expliziter Vergleich mit anderen Formen des Sammelns, etwa in fürstlichen Kabinetten oder außeruniversitären Akademien, unterbleibt.

Ob sich der von Müller gewählte Terminus *technicus* der „Wissensdinge“ langfristig durchsetzen wird, bleibt abzuwarten. Möglicherweise werden auch hier verstärkte Untersuchungen zu verschiedenen Typen von Objekten, Sammlungen und Einrichtungen mehr Klarheit bringen.

Positiv zu würdigen sind die jeweiligen Zwischenfazit in den Hauptkapiteln, die eine schnelle Übersicht ermöglichen. Die Arbeit ist flüssig geschrieben und gut lesbar, zudem nahezu frei von formalen Fehlern. Alles in allem liefert Miriam Müller mit ihrer Studie einen wertvollen Einblick in die frühneuzeitliche Universitätspraxis. Das Phänomen der „Wissensdinge“, der Objekte und Sammlungen erweist sich zudem als anschlussfähig für viele Themen der momentanen Universitätsgeschichtsforschung: etwa für die Geschichte des Lehr- und Forschungsbetriebs, des Berufungswesens, der Beziehungen zur landesherrlichen Obrigkeit, aber auch für die Finanz- und Sozialgeschichte. Insofern ist auf eine entsprechende Rezeption der Arbeit wie des Forschungsgegenstandes überhaupt in der Universitätshistorik zu hoffen.

Bernhard Homa, Hannover

Schläwe, Elisabeth, *Ins Gedächtnis geschrieben. Leben und Schreiben der Eleonora Wolff Metternich zur Gracht (1679–1755) (Transgressionen, 1)*, Stuttgart 2020, Steiner, 218 S. / Abb., € 52,00.

In ihrer Dissertation, die 2017 von der Universität Köln angenommen wurde, macht es sich Elisabeth Schläwe zur Aufgabe, „Schlaglichter auf das Leben der Eleonora Wolff Metternich zur Gracht“, geborene Truchsess von Wetzhausen, zu werfen, und zwar anhand ihrer vierzehn Schreibkalender und ihrer Korrespondenz (33). Es ist an dieser Stelle positiv hervorzuheben, dass die Arbeit eine niederadelige Frau in den Fokus stellt, denn die Lebenswelten und Handlungsfelder dieser Frauen haben bislang nicht nur im Rheinland aufgrund fehlender oder bislang kaum beachteter Quellen nur recht selten das Interesse der Forschung gefunden. Da die handschriftlichen Aufzeichnungen der Freiin jedoch erst mit dem Tod ihres Gemahls Johann Adolf II. beginnen, kann Eleonoras Wirken nur im Zeitraum ihrer Vormundschaft über ihren Sohn Franz Joseph abgebildet werden (1722–1736).

In Schläwes Einleitung (9–35), in der zu Beginn ein knapper Überblick zur Adelsforschung und nachfolgend eine kurze biographische Skizze der Protagonistin gezeichnet wird, geht die Autorin kurz auf Schreibkalender der Vormoderne als Quellengattung ein, bevor sie die Kalender der Freiin – ohne einen vergleichenden Blick auf andere Kalender der Zeit – und ihre eigene Vorgehensweise bei der Untersuchung beschreibt. Hierbei weist Schläwe darauf hin, dass nicht nur „die quantitativ häufiger vertretenen Schwerpunkte zu Herrschafts- und Prozessführung eine Rolle spielen, sondern auch der auf die gesamte Kalenderlaufzeit bezogen seltener vertretene Bereich der verwandtschaftlichen Beziehungen zur Schönborn-Dynastie, vor allem konzentriert auf Franz Georg von Schönborn, in den Blickpunkt gerückt wird“ (34 f.). Darüber hinaus sieht Schläwe die Schreibkalender der Freiin anscheinend als repräsentativ an, wenn sie schreibt, dass sich „auf diese Weise 15 Jahre im Leben der fränkischen bzw. rheinischen Adligen betrachten“ lassen (34) oder „diese bzw. die in ihnen behandelten Themenfelder als Sonde fungieren, die nahezu alle Bereiche adeligen Lebens abbildet“ (190). Schläwe nennt jedoch keine Begründung oder Vergleichsuntersuchung, die es